

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 78

Freitag, den 16. April

1920

## Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobeltitz.

„Eli,“ rief Christel, indes die Gulla sehr verduht aus-  
sah, „ich bitte dich jetzt dringend um Aufklärung, sonst schide  
ich augenblicklich zum Arzt und lasse die insipidien Sensi-  
vitäten auf die Füsse legen, um das Blut abzulassen.“

Nun endlich wurde Eli verständlich und begann zu erzählen.  
Sie hatte die Geschichte von Barthel Wigels immer als ihr  
Geheimnis betrachtet, in den Nachstunden daran ge-  
arbeitet oder wenn Christel nicht im Hause war. Jetzt  
hatte sie ihren eigenen Namen auf das Manuskript gesetzt;  
dann war ihr eingeleuchtet, daß Diesel Wigels und Lante  
Dorothea damit vielleicht nicht einander sein würden,  
und hatte ihn in „Eli Gulla“ abgeändert. „Das klingt gut,  
nicht wahr?“ fragte sie. „So arabisch. Lebensfalls aus-  
ländisch. Ausländisch zieht immer. Es ist auch sehr Ver-  
breiten an einem christlichen Namen, denn unsere Gulla heißt  
nur für uns so und heißt eigentlich ganz anders. Ich finde  
Christel fand dies auch. Sie gratuliert von Herzen,  
das Pseudonym glänzt.“

während die Gulla noch nicht ganz klar in die Geschichte  
zu schauen vermochte, anfänglich auch das Zwanzigstücker  
nicht nehmen wollte und dann erklärte, sie würde es in  
Staminal wickeln und jeden Morgen lässeln. Hierauf über-  
legte Eli gemeinsam mit Christel, ob es nicht am besten  
wäre, sie glug heute schon auf die Redaktion der „Neuen  
Revue“, die Veränderung des Schlußes der Novelle be-  
trüßte sie zwar nicht weiter, da sie für literarischen Ehr-  
geiz noch nicht empfänglich war, aber sie wollte doch gern  
wissen, wie man sich den Ausgang der Geschichte eigentlich  
wünschte. Und dann gratulierte sie sich wieder, allein auf  
der Redaktion zu gehen; Christel sollte mitkommen. Doch  
das machte Christel nicht für geschmacklos, höchst Eli  
auch einzuweisen: bei dem Haite ihres Vaters in Emma-  
thil hätte sie verlebene Redaktionen kennen gelernt — das  
fehlte ganz passable Leute gewesen und früher keine kleinen  
Mädchen.

Da die Unverfrorenheit bereits Ferien hatte, so machte sich  
Eli schon am Vormittag auf den Weg nach der Bülowstraße,  
wo die Redaktion der „Neuen Revue“ gelegen war, um ihre  
Karte hinein und wurde von einem eleganten Herrn in  
Empfang genommen, der sich Eli erkaunt war, ein so neli-  
liches Mädchen vor sich zu sehen.

„Doktor Waltersdorff,“ stellte er sich vor. „Entschuldigen  
Sie, gnädiges Fräulein — sind Sie denn wirklich — ich  
meine, und Sie die Verfasserin des Barthel Wigels?“

„Ja wohl, Herr Doktor,“ entgegnete Eli schön, „das  
bin ich.“

Der Redakteur hob ihr einen Stuhl zu. „Bitte ge-  
horamst... Bitte auch nochmals um Verzeihung wegen  
meiner Frage, aber... ja — ich hätte die Verfasserin  
nicht für eine — eine Dame in so jugendlichem Alter ge-  
halten.“

„Aber weshalb denn nicht?“ wachte Eli einzuwerfen.  
„Weil... ja nun, leben Sie — weil dies Geschicht-  
chen mit einer so reizenden Freiheit erzählt ist — Pardon  
wegen des Ausdrucks — mit einer so feinen Rücksichtslosig-  
keit, daß ich unwillkürlich ein erfahrenes Alter vorausgesetzt  
habe.“

Eli bekam einen Schreck. Sie wußte gar nichts von  
ihrer „reizenden Freiheit“ — sie hatte die Geschichte ja hin-

geliebt, wie sie sie im Sinne der Zeit für drollig und  
unterhaltsam gehalten hatte. Aber nun wurde sie rot und  
schämte sich beinahe. Im Himmel will, geschrieben von  
Ihr sollen nicht gedruckt werden... „Soll ich vielleicht noch  
ein paar Abänderungen treffen, Herr Redakteur?“ fragte sie.  
„Die Szene mit der Bäckerin im Teigtrog ist doch wohl zu  
berb.“

„Nein, nein, nein, nein!“ rief Doktor Waltersdorff fast  
heftig und hob beide Hände. „Im Gegenteil, da könnten  
ganz gut noch ein paar Uebertreibungen hinein — aber ich  
will Sie damit nicht quälen, will dem Ganzen auch nicht  
seine Frische rauben. Nur eins, gnädiges Fräulein — er zog  
aus der Schublade seines Schreibtisches eine Anzahl Druck-  
fahnen aus — der Schluß muß etwas anders werden. Sie  
leben, ich habe die Novelle bereits lesen lassen — sie gefällt  
mir so annehmend, daß ich sie schon im nächsten Heft  
bringen möchte... nur der Schluß, den müssen wir anders  
gestalten.“

„Aber wie?“ fragte Eli kleinlaut.  
Der Redakteur schlug mit der Rückseite seiner rechten Hand  
über die Stirne. „Sie lassen den Wigels mit seiner Dämon  
schlechthin glücklich werden,“ sagte er. „Das ist zu konven-  
tionell, das ist viel zu.“ Es wäre viel hübscher, wenn der  
Wigels an den Galgen käme.“

Eli bekam abermals einen kleinen Schreck. Mein Gott,  
wie ging man hier mit ihren Geschöpfen um! Der Barthel  
Wigels an den Galgen... „Aber warum denn?“ fragte  
sie und wurde immer kleinlauter.

„Weil es realitätsföher ist, gnädiges Fräulein,“ antwortete  
Doktor Waltersdorff mit Ueberzeugung.  
Daraufhin wuschte Eli nicht viel zu sagen. Der Redakteur  
wuschte das ja besser verstehen. „Nun ja,“ antwortete sie  
stoden, „wenn Sie meinen —“

„Zweifellos!“ rief der Doktor. Dieser Schluß ist etwas  
für Gartenlaube, Dabeim, Welt und Haus — für die  
Familienblätter. Da lebt man es, wenn erdgällig alles  
glücklich verläuft, wenn der Hans seine Greie kriegt.“

„Aber das kommt doch vor!“ warf Eli ein, die nun  
schärfer zu werden begann und ihre Schüchternheit über-  
wand, „— und gerade der Barthel Wigels, der zwängt  
doch sozulagen sein Glück.“

„Das ist es eben! Das ist es ja grade, gnädiges Fräulein!  
Das erwartet der Leser. Und deshalb ist es künstlerischer,  
wenn wir ihn enttäuschen. Für uns ist das Glück zu wohl  
sel.“

„Auch wenn es teuer erkauft ist?“

Der Doktor stützte einen Augenblick nach nicht dann  
energisch. „Erst recht, mein Fräulein! Das wäre einfach  
eine Illustration zu der Ueberheißt, Durch Nacht zum Licht  
oder Es muß doch Frühling werden. Das gibt's nicht  
bei uns — und dadurch untergeben wir uns von den  
üblichen Familienblättern. Weder Glück noch Schmerz; stattdes  
das Licht gebrochene Farben von feinsten Wirkung; statt  
des Frühlings sterbende Natur im Herbst, kalte Blätter  
und der dumpe Geruch, der dem nächsten Laube entströmt.  
Wissen Sie was, gnädiges Fräulein? Lassen Sie den Wigels  
nicht allein hängen. Lassen Sie auch seine Spiegelstellen  
hängen, den Habermann und den Papenthiem. Alle drei.“

„Gleich alle drei?“ wiederholte Eli ganz ernst.  
„Ja wohl, gleich alle drei! Die apokalypstischen Reiter,  
Krieg, Pestilenz und Feuerung scheiden aus der Welt.  
Symbollisch sehr hübsch. Natürlich soll das nicht traurig  
wirken, sondern tragikomisch. Tragikomisch!“ rief er noch  
einmal. „Das ist das Geheimnis jedes großen Erfolges.“

wundenen Strungen schoren. Ganz in Hand mit dieser tref-  
flichen Geklung der Gesetze unserer Zeit geht die Ent-  
deckung des natürlichen Kindes, das Sommerzeit Schwalbe  
in seiner leichtfertigen Köpfe finden wir. Ein Schwanz kann  
nur zu vollen Wirkung kommen, wenn er in überaus stot-  
tem Tempo gespielt wird. Dafür war — mit Arnold Niel  
als Sommergenrat und Vater der Köpfe — im reichlichen  
Maße gefordert worden.

Im Daffeldorfer Schauspielhaus ging das Mittel-  
stück von Axel Hauptmanns Trilogie, „Die goldenen  
Strahlen,“ das fünfaktige Spiel „Gautier, Tod und  
Fumeller in Syene,“ Spiel“ als Hauptmann ge-  
nannt, mit Recht, denn es ist sehr hübenwert von paden-  
der Wirkung wie die Dramen von Axel Hauptmanns grö-  
ßeren Bruder, wohl aber eine Dichtung von reichler Schön-  
heit und tiefem Gehalt. Es ist die Tragödie dessen, der  
gleichzeitig der Kunst und dem Leben angehören will,  
seinem von Leben aber sein letztes Wollen identisch und  
beshalb vom Leben übermunden wird. Er trägt stets eine  
Wandermäntel, spielt immer und verpöbelt sich; die  
letzte Krönung, die er erzieht, die er sich vorkaufelt, ist der  
freiwillige Tod. Das Schauspielhaus hatte das Stück mit  
so feinkörnigen Besetzungen ins Bühnenleben umgesetzt,  
daß ihm warmer Beifall sicher sein mußte!

In Eisenach kamen die unter dem Sammelnamen  
„Kleine Komödien“ bezeichneten drei lustigen Ein-  
akter „Der Reifer,“ „Blanta“ und „Der Sünden-  
fall“ des Leipziger Arztes Dr. Hellmut Unger zur Ur-  
aufführung. Darf ichs seiungsglücklichen, nicht pointierten  
Dialogs und ihres feinkörnigen, satirischen Gehaltes er-  
wangen sie lebhaften Beifall.

## Das Skelett am Flügel.

Wie der Chopin die Trauermärchen erkundete.

Knäpliche Male ist der Chopinische Trauermärchen gespielt  
worden, und besonders in der Zeit vor dem Kriege ist wohl  
sein Gedächtnis, das unter Trauer-Instrumental-Musik  
fähernd abgehalten worden, bei dem keine schwerwichtigen  
Mänge nicht erlöset. Bekanntlich bildet er einen Teil  
des dritten Satzes des D-Moll-Sonates der Komposition,  
aber er ist wohl früher als die anderen Sätze entstanden und  
unter Umständen, die ihn zum Trauermärchen gleichsam vor-  
aus bestimmten.

Der geistvolle Siegmund Feldmann hat gelegent-  
lich in einer Flanderei über den französischen Maler Klein  
erzählt, wie der Chopinische Trauermärchen entstanden ist.  
Der Maler hatte während eines Aufenthalts in Benedig  
Chopin mit einem prächtigen, von ihm selbst künstlerisch ge-  
schmückten Flügel beschenken wollen und lud ihn, um ihn  
damit zu überraschen, zum Essen ein. Mit ihm den Fürsten  
de Polignac, einen Maler Moard und noch einen anderen  
Komcedant. Chopin, der immer unpünktlich war, war es  
diesmal ganz besonders und kam erst gegen Abend, als  
die anderen schon lange abgeholt hatten. Er war in  
schlechtesten Saune: Die Einladung erfüllt von nebelhaften  
Bedenken und gemunter von namenlosen Phantasmen, wie  
ihm Georges Sand geschickt hat. „Das hatte wenig zu der  
Freiwilligkeit der anderen, und sie begannen allerlei Mit  
zu treiben, schon um Chopin auf andere Gedanken zu brin-  
gen. Polignac zerrte ein Skelett, das ihm beim Malen für  
die Draperie brauchte, hervor, trieb mit ihm Umkle, lehnte  
es schließlich an das Knie, sah die Hände des Anwesenden  
mannes und fuhr damit, bald leicht, bald kräftig über die  
Latten. Wie hätte die Lichter ausgelassen und verhielten  
aus einwirkend, um diese Vorwärtstimmungsvoll auf  
aus einwirken zu lassen. Das war eine genialisch-romantische  
Szene, ganz im Zeitgeschmack, und sie erfuhr bald noch  
eine Steigerung, denn plötzlich hallten drei dumpe Schläge,  
die freilich nicht aus der Westermwelt stammen, sondern  
von Moard, der mit dem Finger auf die leere hölzerne Truhe  
gestopft hatte, auf der er saß.

Die anderen lachten, nicht aber so Chopin. Der hatte sich  
schon vorher in die weiße Gardede gefüllt, die ihm  
über den Flügel gebreitet hatte, und war den Bewegungen  
des Skeletts mit aufgeregten Augen gefolgt. „Raum waren  
die drei Schläge auf der Truhe verlungen, als Chopin  
herbeistrüzte, das Gerippe vom Stuhle zerrte und — lange  
und leidenschaftlich an der Brust drückte. Uns dreien war  
beim Ansehen der Klein vergangen. So bekommen waren

wer, daß wir garricht bemerkten, daß Chopin nun selber  
am Flügel saß, bis in die Totenstille des Akteurs eine  
Musik hineinquoll: eine Musik, so schmerzhaft, so hoffnungslos  
tief und überdrüßig, wie man sie noch nie gehört hatte.  
Jeder Akkord war eine Klage, jede Note eine Träne, um, uhm.  
Wißlich riß das Spiel inmitten einer Phrase ab. Wie  
elken hinzu und hoben Chopin auf. Er war in seinem  
Reichentum ohnmächtig auf den Teppich gesunken.“ Einige  
Monate später spielte Chopin zum ersten Male öffentlich  
seine D-Moll-Sonate. Im dritten Sätze erschien jene Im-  
provisation an Kleins Flügel.

Wie finden, sagt Dr. Max Pollaczek, der diese Episode  
im Wissen wieder in Erinnerung bringt, die Würdigung  
der Musik ja etwas zu hochgepannt, uns sagt der Märchen  
nicht das, was er Klein und seinen Zeitgenossen sagte, aber  
interessant bleibt es doch, zu erfahren, wie das Werk  
entstanden ist.

## „Eine starke Probe epischen Könnens.“

Curt Corriuth hat einen „infernallischen Roman“  
„Vordell“ geschrieben. Der Jauch-Beitrag in Berlin  
nennt diesen Roman Corriuths „die bisher härteste Probe  
seines epischen Könnens.“

Der normale Mensch wird sich ergehen an der „härtesten  
Probe“. Ein Kapitel des Romans heißt:

Mittagspause.

Schmühmbind — — —  
mbind — — —  
Hja — Hja — Hja —  
Schla — schlaf — schlaf — schlaf —  
— immer Erenjuppe — — —  
Schla — schlaf — — —  
Hää — — —  
schla — schlaf — — —  
— und Pferdewurk — — —  
Hja — Hja — Hja —  
Erenj — hää — — —  
— aber getroff — — —  
Schmühmbind — — —  
— bald — — —  
schla — schlaf — — —  
— kauer — — —  
Hja — Hja — — —  
— Ekfallen — — —  
mbind — — —  
Manila — — —  
Schla — schlaf — schlaf — — —  
— Herzubbern — — —  
Hja — Hja — — —  
Hää — — —  
— heute — — —  
schla — — —  
— Nachmittag — — —  
Wp — — —  
— uurrucups — — —  
— — — Hja — — —

Dazu bemerkt die „Frankfurter Zeitung“:  
Das Buch, dem nach Verlagsbericht „ein großer Ver-  
kauf schon heute sicher ist,“ kostet alles in allem nur  
10 Mark... Papierenlosgel?

Die Ehe zweier Hilfsmittel. Vor einigen Tagen — aus  
vierehn Tage nach der Scheidung von ihrem ersten Mann  
— hat sich Mary Bidford, die berühmte amerikanische  
Hilfsmittel, mit Douglas Fairbanks, ebenfalls einem Ab-  
ling des amerikanischen Kinopublikums, vermahlet. Auch  
Fairbanks war bereits vorher verheiratet, und zwar mit  
Beth Sulby, der Tochter eines reichen Baumwollfabrikanten.  
Ihre Hochzeitsreise wollen die Neuvermahleten rund um die  
Welt machen. Mary Bidfords Alter, über das verschiedene  
Versionen im Umlauf sind, wird jetzt auf 28 Jahre an-  
gegeben, während Fairbanks zehn Jahre älter ist. Ihre  
gemeinsames Einkommen macht eine ganz nette Summe  
aus. Douglas heimt nämlich 10 000 Dollars die Woche  
ein, während Mary mit zwei Millionen Dollars jährlich  
rechnen kann. Damit kann man auch in America als Hilf-  
star anständig leben; denn 2,5 Millionen Dollars im Jahre  
sind nach dem gegenwärtigen Stand der Waizen mehr als  
150 Millionen Mark



das Publikum unter Tränen lassen zu lassen. Bei ihrer ausgesprochen realistischen Begabung wird Ihnen die kleine Wendung so leicht werden. Aber ich muß Sie binnen drei Tagen in Händen haben...

Ell überlegte nicht mehr. Bei dreihundert Mark Honorar konnte der Redakteur schon das Fingerring verlangen. Nur die drei Tage Termingültigkeit für sie war. Schließlich mußte sie dem Kollegen für Wigald und Genossen in Falkenhagen errichten. Das ließ sich schon machen.

Als sie zu Christel zurückkehrte, nahm sie sie beiseite und sprach mit ihr in die Hand. „Hör, Christelchen, es wird nicht sein, daß mein Freundinnen für vier angeheiratet bleibt. Es ist etwas gezeichnet, was ich nicht abgibt. Ich habe ein wahrlich geistliches Talent. Ich spreche die tollsten Frechheiten nur immer so nieder, als sei es gar nichts. Ich bin von einer unerhörten Rücksichtslosigkeit, sobald ich die Feder ergreife. Menschen, die ruhig weiterleben könnten, lasse ich im Galgen hängen. Ich lenne weder Glück noch Stern, Christel. Christelchen, ich kann dir sagen, ich bin eigentlich glücklich. Natürlich immer nur mit der Feder. Deshalb mag aus Frankfurterhältnissen verborgen bleiben, daß Ell Gullu eigentlich Präsident von Aler ist..."

Christel sah dies ein und verdrang Distraction und war im höchsten Grad neugierig auf jene enigmatische Geschichte, die Ell ihr jedoch noch vorenthielt. Am nächsten Morgen trennte man sich; Christel verließ ein Tränchen und sagte dabei, was Ell in der Erinnerung von gestern als eine „Wirtung des Tragischen“ definierte. Dann fuhr Christel nach dem Potsdamer Bahnhof und Ell nach dem Friedrichs-Straßenbahnhof, wo Hans-Jasper sie bereits erwartete. Und nun ging es mit Dampf in eine vernehme Landstraße hinein, über die ein graues Gewölbe seine Deben hängen.

Auch über Falkenhagen hatten sich Wollan zusammengezogen. Baron Krömer stärkte seit Herkulesbeginn. Die Arterienveränderung hatte Fortschritt gemacht, aber nicht in dem Maße, daß sie zu ernsthaften Beschwerden Anlaß gegeben hätte; schmerzlos war der allgemeine Entwicklungsstand Wolfrads, der langsame Rückgang aber Lebenskräfte. Der Hausarzt hatte angetreten, dem Säden aufzusuchen; doch Wolfrad wollte davon nichts wissen. Er wünschte nicht, seine Frau zu beunruhigen, vor der er sein Besten tun, doch Möglichkeit verheimlichte. Dorothea war auch nicht geneigt, sich irgendwie Ängstlich zu zeigen. „Ich nehme den Onkel“, sagte sie gelegentlich zu Ell, „du kannst dir wohl denken, wie gut ich ihn in unserer langen Ehe kennen gelernt habe. Er läßt sich gern gehen. Er ist in den letzten Jahren ein wenig weniger geworden und ist nicht so vor der Anrede des Berliner Ministers. Aber das ist Lurzel, Ell. Gerade für ihn ist Abwechslung notwendig. Seine Nerven bedürfen einer gewissen Aufwindung. Zeige dich ihm nur immer von deiner heitersten Seite, liebes Kind!“

Ell versuchte das noch Kräftigen. Der Weihnachtsabend, an dem Ell reich beehrt wurde, verlief auch ganz vergnügt; aber am ersten Feiertag schloß sich der Baron so hinfallig, daß er nicht beim Mittagessen erschien und Ell bitten ließ, ihm auf ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten. „Geh du nur zu ihm“, sagte Lante Dorothea, „er plaudert gern mit dir — erzählt ihm irgend etwas Lustiges, verstehst du? Die Hauptsache ist, daß er nicht immer so auf sich selbst und sein eingebildetes Beden denkt — daß er abgelenkt wird. Lies ihm eine heitere Geschichte vor — in der Bücherei findest du Romane von Winterfeld und Hadländer, die hat er früher immer so gern gelesen...“

Aber Winterfeld und Hadländer lasen es heute nicht. Der Onkel wehrte von vornherein ab. „Um Gottes Willen“, sagte er, „nur nicht vorlesen! Der alte Winterfeld — nun ja, ich habe über seinen heroischen Wutausbruch oft genug gelacht, und auch an Hadländer's Wochentagsbesuchener denke ich immer noch gern zurück. Heute gilt der Humor nichts mehr, wenn er nicht seinen Stachel hat, wenn er nicht in bittere Satire getaucht ist oder wie der Clown in der Groteske häpft. Lante läßt heute auch nicht mehr wie früher... Ich danke dir, Schätzchen, Vorlesen greift mich an. Aber erzähle mir etwas von deinem Leben in Berlin. Von der Unvergleichlichkeit der Gesellschaft — wo warst du überall? Die

Gräfin Jida hat an die Lante geschrieben, du hättest ihr so gut gefallen. Auch deine Freundin Christel. Hast ihr euch bei der Jida amüsiert? — Wie — das kann ich mir denken...“

Ell sah neben dem Onkel in dem hohen gelben Raum seines Arbeitszimmers. Das Feuer brannte im Kamin, sonst nur noch die verhängte Lampe auf dem breiten Schreibtisch. Der Onkel lag auf der Chaise longue und hatte die Pelzdecke bis an das Kinn gezogen. Ell sah sein wachsameres Gesicht mit dem blauen Geäder an den Schläfen und dem müden Augen, und das Herz tat ihr weh. Sie gab sich Mühe, lustig zu sein, und antwortete ihm eine scherzhaft Schilderung von der eigentlichen Weltanschauung bei der Jida mit dem interessanten Abend im Hotel-Geplantenpalais. Und nun lächelte er auch, nahm ihre Hand, streichelte sie und sagte: „Ganz gut, mein Herz, daß du in diesem ersten Winter nicht gar zu eifrig hinter den Büchern sitzt. Ganz gut so. Auch das Besteck will vergrößert werden. Meine Gesellschaft, so wie sie ist, ist ein Beispiel, von dem die meisten der Eindrücke manches fallen könnte. Es gibt nicht, die da bekämpfen wollen, daß uns das Gesellschaftsleben verlorne, nicht immer; die Veralgemeinerung trifft nicht nur es, es trifft doch auch ganze Anzügen. Vor allen Dingen aber legt es unsere Gesichtsausdrücke einen gewissen Zauber auf, der gar nicht zu unterschätzen ist, weil er die Selbstbeherrschung vermehrt und die Entschuldigung des Zandbannens fördert.“

„Darin halt du gewiß recht, Onkel“, antwortete Ell. „Schließlich ist der Gesellschaftsleben ein angenehmes, und es mag seine Gefahren haben, ihn geistlich verkümmern zu lassen, wie er anderseits zweifellos auch ausarten kann. Ich fürchte für mich teils von beiden. Ich möchte meine Stunden nicht vernachlässigen, werde aber immer noch Zeit finden, mit das Passim der großen Gesellschaft um die Kiste wehen zu lassen. Das heißt also: Ich werde unter gültiger Weisheit Hans-Jaspers eine geeignete Auswahl treffen und nur dorthin gehen, wo in der Erregung der Geist auch eine gewisse Teilnahme an den Dingen zu erwarten steht, um mit Goethe zu sprechen. Wobei es uns allerdings passieren kann, daß wir uns täuschen; denn auch Hans-Jasper ist kein Heilsscher.“

„Wie findest du ihn?“ fragte Wolfrad. „Wie findest du, daß sich der Junge entwickelt hat? Aber ethische Richtung, lieblich!“

„Ganz ethisch, Onkel; ich finde, daß er ein prächtiger Mensch geworden ist. Anlagen dazu hatte er immer. Ich weiß, er hat seine leichtsinnigen Sünden getan. Die können manchen lebenslang nachhängen und ihm das ganze Dasein verderben. Ein Bild für ihn, daß sie von Wegezahnen sind, ohne Spuren zu hinterlassen. Und ich glaube, das hat gerade dein Einfluß viel getan, Onkel...“ Sie sah e. „Das klingt beinahe, als wollte ich dich in eine nette Schmeichelei einwickeln und dir auf deinem Krankenlager ein Zudert geben. Aber es ist schon wahr.“

Wolfrad r. e. „Ich glaube es auch“, sagte er. „Ich habe ihn in ein Dingen seine eigenen Wege zeigen lassen, denn ich bin immer der Ansicht gewesen, daß die aufstrebende Kraft den besten Regulator in sich selber findet. Aber ich habe es wenigstens fertig bekommen, ihn von früh auf den leitenden Händen seiner Mutter zu entziehen. Und jetzt du: da komme ich auf die Tragik meines eigenen Lebens das Gute — das viele Gute in Lante Dorothea ist nicht gut für mich. Es würde auch eine nutzlose und vielleicht nicht ungefährlie seelische Belastung Hans-Jaspers gewesen sein, denn Hans-Jasper ist mein Kind, ich mein Blick und Blut. Es hat damals schlimme Egegenen, als ich ihn in das Adolentenspital brachte. Aber der Versuch war gänzlich; von dem Augenblick an, da er hier ankam — aus all dem — dem kleinstmöglichen Treiben, du wirst mich verstehen, da geübte er. Ich möchte freilich auf eine unterwertere Erziehung verzichten und mit einer ziemlich eins seitigen vorlieb nehmen; aber sie hat ihn wenigstens zum Mann gemacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Uraufführungen im Reiche.

Bei der im Altonaer Stadttheater in Gese gegangenen Uraufführung des pianistischen Spiels „Das Fenster“ des Berliner Joleph August Buz konnte von einem wirklichen Mißgelingen der Zuschauerschaft keine Rede sein. Dieses Spiel des Autors, wie der Verfasser es nennt, behandelt den in letzter Zeit häufig zum Dramenstoff gewordenen Konflikt zwischen Idealismus und Materialismus, dessen Gestaltung stark an Georg Kaiser, Bertold, Strindberg und vor allem Hofenreiter „Menschen“ erinnert. Der Schärmer, der durch das richtige sein Fenster in eine Welt aus, wo fremde Landschaft bildet, kommt nach schweren Kämpfen mit der gemeinen Weltlichkeit“ zur Erkenntnis, daß es falsch ist, nach letzten Dingen“ zu forschen. Das Interessanteste an der Vorstellung waren die stilifizierten und stilisierenden Bühnenbilder, der seine expressionistische Rahmen.

Einen expressionistischen Abend hat das Hamburger Stadttheater, das unter Leitung des Intendanten Stoll steht, mit zwei expressionistischen Uraufführungen veranstaltet. Alfred Brull, dem Lezejpublikum schon vielfach bekannt, wach mit seinem von Raum und Zeit losgelösten „Spiel in Christo“ zum ersten Mal von der Bühne herab um Anhänger. Brull hat in diesem fünfaktigen Drama seine theozophische Weltanschauung, frei von jeder Dogmatik, niedergelegt, die Cordatus, „der ewige Mensch“ in ausübender Liebe zur Wahrheit werden läßt. Christus gleich, mehr noch, Christus selbst werden, das ist der Grundgedanke dieses durch die Inappäe Haas unmittebare Gestaltung der Charaktere und durch die höhere Prägnanz seiner Ausdrucksfähigkeit eigenartigen Dramas. Schon äußerlich expressionistisch gibt sich das zweite Drama des Hamburger Journalisten Herbert Klüß als „Einfalter“. Der Wort: Die Personen namenlos und nur als Typen dargestellt, die Sprache nur aus ganz fangzer, sich eng an den Dabitus annehmenden Schlagworten, alles Nebenbällige ausgespart, alles Gehehen bis zur Ueberzeugung konzentriert! Während Brull's Drama am Schlusse einmütigen Beifall fand, mischte sich bei Herbert Klüß in den letzter Jahren, übertriebener Applaus oppositionelles Pfiffen.

Vor der Uraufführung von Rantenacks „Parrhauskombdie“ gab es im Leipziger Schauspielhaus die Uraufführung von Leonhardt Schridels einaktiger Groteske „Die Fliege“. Ein sehr wichtiger Einfall verleiht eine lustige Groteske, hält aber das Versprechen nicht. Der Streif über eine in einem Glase Bier gefundene Fliege enthält eine Reihe von Vergleichen die einer dem anderen vorwirft. Das Interesse des Zuschauers erwaht, da geht dem Verfasser der Atem aus. Der schädliche Rest regelt gerade noch zu einem Schluß mit einer höchst lästigen Lösung hin. Die Aufnahme des Stüdes durch das Publikum war dementsprechend.

Was in Bezug auf die Wemot des Verfassers gesagt wurde, gilt auch von Wilhelm Stilian, dessen Groteskenachtspiel „Der Vater erkan“ im Altonaer Theater zu Leipzig zur Uraufführung kam. Der Anlauf (die Idee) verfehlt bei allen bei Grotesken etwas, was der Verlauf (die Ausführung) nicht hält. In Nr. 1, der „Athenmusik“ führt ein Traumbild, daß das Wesen der Rassen enthält, einem schillernden Hochber das Intimie seiner Durchführung vor Augen. Nr. 2, „Der Stein des Anlasses“ ist das Kind einer, marmorner Wertendüter, das als öffentliches Vergernis beieigt werden wird. In Nr. 3 — genannt „Die liebe Familie“ — wird jemand von seiner Anfänglichkeit an alte Weisheit durch die Geister der in den Wöben stehenden Verwandten auf dem Post — nehmen die unglücklichen Produkte einer expressionistischen Malerpaar's an ihm Erzeuger furchbare Raue. Dieses ries deshalb auch den Widerspruch einiger ganz Jungen auf den Plan.

Ein Ereignis vor wieder einmal eine Uraufführung im Großen Schauspielhaus zu Berlin: Gerhart Hauptmann's dramatische Phantazie „Der weiße Heiland“. Der Gottfische Hauptmann, dessen tiefste Schwärzung „Der Ror in Christo“ bietet, hat hier dasselbe Pro-

dium bekehrt, das sich durch Stendens Roman „Die weißen Geister“ hindurchzieht. Als weiße Heiland wird Herbinand Cortez in Mexiko begrüßt; arlos kommen seinen Spioniergaben die braunen Kinder des Landes entgegen, wollen Geister in ihnen verehren und werden dann, um schänder Belgier willen, mittelstos abgemwert. Bei feinem der Spanier dünmt auch der Schimmer der Erkenntnis, daß zwischen dem mexikanischen Blutzog und dem auf Wolgatha getragenen Großten der Menschheit eine geheimnissvolle Beziehung bestehen muß, die auf ein Weltentstehen hinweist. Wenn zum Schluß der um seinen Wunderglauben betrogene Montezuma mit seinem Sterben das Leben seiner Vönde rettet, der Selde zum nahren Heiland wird, ist die ethische Mächt des Dichters in ihrer ganzen Mächt entfalteter. Für das Seelenrama Montezumas ist der Birtumsraum des Reichhaltigen Schauspielhauses zu gestreut, zu verhallend, und die Szenen der Waffe, für die er wie gelassen ist, konnte Karl Heinz Martins Regie nicht zur richtigen Wirkung bringen. Wolff — der Darsteller der künftigen Delatenten — spielt sogar Schandpächter — erzielt kaum je eine Note, die ihm so völlig angeessen ist wie diese.

Am Vorabend des Mittelalters fand im Potsdamer Schauspielhaus, wie nachträglich berichtet ist, die Uraufführung eines Schauspieles aus der Feder des Berliner Schriftstellers Josef Buchhorn statt. „Der Schäfer von Jena“ — dies der Titel des Buchhorns Bühnenwerkes — ist ein gut gezeichnetes Theaterstück, das dank seiner wackeren Tendenz, wahrlich nicht seinen Weg über zahlreiche deutsche Bühnen nehmen wird. Es führt unmittelbar in die Ereignisse der Unglücksjahre von Jena und Auerbach. Der Held ist ein alter Schäfer aus der Umgegend von Jena, der freudig für sein Vaterland den Tod durch die Wurdgeln der Franzosen unter Banner erleidet, dem er den Verrat an den deutschen Truppen mannhaft verweigert. Er geht in den Tod in dem frohen Bewußtsein, daß das Kind, das seine Tochter Gertrud unter dem Herzen trägt, bereitt der Räder seiner deuten Ehre an welchem Lebensstadium sein wird. Die krasse Spielleitung lag in den Händen des Intendanten Kurt Behlemann, der auch den Bannes schließt, vieleicht sogar zu schließt hinlegte. Der krasse Schluß war ein anderer, nur etwas hochpathetischer Schluß. Ein ganzes Dutzender eine armutige Gertrud. Ueber allem schwebte der Geist Potsdams.

Georg Kufeler, der Oldenburger Schullehrer und Volkssänger für niederdeutsche Art, hat die Uraufführung seines lustigen Spiels, der „Dämelsbeeren“ am Altonaer Stadttheater nicht mehr erlebt. Es ist kein Stück mit tiefen Gedanken, ist nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten, aber es enthält ein Stück wahren, echten Volkshumors, ist in der Gestalt der urwäldigen wunden und humorvoll derzen Dämelsbeeren, die doch insafge ihrer echt weiblichen Jäge lebenswürdig, fast armutig wert, ein Augenerbebringer Welt an die Kraft und den geanderten Sinn des Volkes. Das in seiner Regie wohnt, unter der fähigen Regie Dr. Ohnforz's stehende Stück, wurde von dem Hart bestigen Hause mit wohlverdientem Beifall aufgenommen.

Edward Stendens Schicksalstragödie „Metha“ erlebte im Altonaer Theater zu Berlin einen lauten Erfolg. Stendens, der als Dichter der Grotesken weit bekannt ist denn als moderner Dramatiker, hat hier ein Stück geschaffen, das halb an Jacarias Berners Schauerdramen, halb an Ibsens psychologische Weltanschauungsdramen erinnert. Vom Dramatisierung kann man bei ihm nicht reden, höchstenfalls Bühnenfälschung; denn trotz der Dialogform sind alle seine Sätze mehr Oper als Dornen. „Metha“ ist die Tragödie der entregien Frau, die, aus der Trennung nicht heimgekehrter, ihren Platz bestiet findet, die Tragödie des Erbfinders, dessen Wert schreit, die Tragödie des frühreifen Kindes, über dessen Krankheit das fatum unheilvoll drohend schwebt. Der Erfolg ist der menschlichen Erziehung der einzelnen Wesen durch die Gesellschaft zu verbanken.

Im Schauspielhaus zu Berlin hatte der Schwandplatz-angestruarterung von S. Krass und G. Bach einen unbedeutenden Heiterkeitserfolg. Als eine Werkstätte der heutigen Verhältnisse und der damit ver-